

Der Gänsefuss der Sibylle

Autor(en): **Herzog, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde = Indicateur d'antiquités suisses**

Band (Jahr): **7 (1892)**

Heft 25-1

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-156461>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Gänsefuss der Sibylle.

Von Staatsarchivar Dr. H. Herzog in Aarau.

Das erste Bild der rheinischen Bilderfolge des XV. Jahrhunderts in Zürich (Wettinger Hss. 33 fol. der Aargauischen Cantonsbibliothek) zeigt die Sibylle »by Davidis ziten« mit einem enganliegenden Mantel bedeckt, aus welchem ein Gänsefuss hervorschaut.¹⁾ Letzterer erinnert an die Darstellung des »Hortus deliciarum« der Aebtissin Herrad von Landsperg (2. Hälfte des XII. Jahrhunderts), nach welcher Ulysses an den musizierenden Sirenen, unter deren Gewänder Geierklauen sichtbar werden, vorbeifährt. So sehr gerade bei den Deutschen der Glaube herrschte, dass Elfen, Geister und namentlich Zwerge Vogelfüsse haben, d. h. Enten-, Gänse- oder Hühnerfüsse, die sie sonst mit einem Mantel verdecken, als Spuren hinterlassen, so ist doch die Darstellung der Sibylle mit einem Gänsefusse nicht auf speciell deutschen, sondern auf gemein abendländischen Ursprung zurückzuführen, obwohl die Umbildung dieses Fusses, bez. beider Füsse, schon in sehr früher Zeit auf orientalischem Boden vor sich gegangen ist.

Es kann hier nicht der Ort sein, die Sibylle des Mittelalters aus der Königin von Saba des Alterthums in *literarischer* Beziehung zu verfolgen. Wir verweisen hier in aller Kürze auf die Arbeiten von M. Gaster (Germania 25, 290—294), von Wilh. Meyer (Abhdlg. d. Münchner Akademie, I. cl. 1881, XVI. 2, 103 ff.) und insbesondere von Wilh. Herz (Zeitschrift für deutsches Alterthum 27, 1—33), wo die angeführten jüdischen, arabischen und persischen Quellen alle die Angabe gemein haben, dass die Beine der Königin von Saba (arab. Balqîs) ursprünglich wirklich, später nur angeblich thierisches Aussehen besitzen. Ganz denselben Sagenzug finden wir auch im Occidente wieder, welchem die orientalische Sage auf bisher unermitteltem Wege zugeführt worden sein muss, und wo sie wohl auf griechischem Boden mit der Legende vom Kreuzesholz in Verbindung gebracht wurde. Durch die Kreuzzüge wurde letztere dem Westen vermittelt, in welchem sie erstmals in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in lateinischer Fassung als »historia de ligno crucis« erscheint. Schon eine der frühesten überhaupt bekannten Gestaltungen dieser Legende, eine Windberger-Münchener Handschrift von ca. 1150 zeigt, dass auch dem Abendlande die thierischen Beine, und zwar gerade Gänsefüsse, der Königin von Saba-Sibylle nicht fehlen, indem die Legende ausdrücklich sagt: »Saba quoque Ethiopissa et regina quoque et Sibilla habens pedes anserinos et oculos lucentes ut stelle« (Meyer, 110). Diese älteste Erwähnung des Gänsefusses der Sibylle ist auch in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts in einer oberdeutschen Fassung des Sibyllenbuches (Basler Handschrift) verwendet worden.²⁾ Nur die niederrheinische Umschreibung dieses hochdeutschen Gedichtes (nach 2 Kölner Drucken 1513 und 1515) ist gedruckt: O. Schade, geistliche Gedichte des XIV. und XV. Jahrhunderts vom Niederrhein, pag. 304:

„und die frouwe was schoin und rich.
si hadde einen voeiz der stont gelich
of it ein gensevoeiz were:
des schamde si sich sere,
doch gink si dair mit und stont
als ander lude mit iren voezen doint.“

¹⁾ Vgl. Hs. Herzog und J. R. Rahn in der Festschrift »Turicensia. Beiträge zur zürcherischen Geschichte. 8. Zürich, 1891«, pag. 61.)

²⁾ W. Wackernagel, Die Handschr. d. Univ.-Bibl. Basel, pag. 55.

(Sibilla sieht das Kreuzesholz und watet durch den Bach)
 „umb die ere von godes gewalt
 wart der gensevoiz gestalt
 eines minschen voiz dem andern gelich:
 des erfreude do Sibilla sich.“

„Hier ist augenscheinlich die ältere jüdisch-arabische Fassung, wonach Balqis in der That thierisch aussehende Beine hat, mit der jüngern verschmolzen, nach welcher sie bei dem scheinbaren Durchwaten des Wassers tadellose Füße eines Menschen enthüllt. Die christliche Legende vereinigt die beiden einander widersprechenden Züge durch ein Wunder. Nach ihr hat die Königin von Saba wirklich thierische Bildung an sich, die aber verschwindet, sobald sie, vom prophetischen Geiste ergriffen, dem Kreuzestamm ihre Ehrfurcht erweist.“

Soweit W. Herz (a. a. O. p. 24), dessen Auffassung wir hier in allen Theilen beipflichten und folgen. Nur in einem Punkte weichen wir jedoch von ihm ab, wenn er sagt (p. 23): „Die Lesart »pedes anserinos« (der Windberger Handschrift von 1150) statt, wie man erwarten sollte, »asininos« (arabische Schriftsteller des 11. bis 16. Jahrhunderts sprechen nämlich von den Eselsfüßen der Königin von Saba), stammt wohl von einem *deutschen* Schreiber, dem aus seiner heimischen Sage die Gänse- und Entenfüße der Elben, die Schwanenfüße der Wasser- und Wolkenfrauen in den Sinn kamen.“ So ansprechend diese Vermuthung ist, so wird sie doch durch den Umstand widerlegt, dass die Königin von Saba-Sibylle mit dem Gänsefusse auch auf *französischem*, speziell *südfranzösischem* Gebiete erscheint, und zwar nicht in Handschriften, sondern in vereinzelt Darstellungen der bildenden Kunst. Da nun die letzteren auf einem Gebiete entstanden sind, welchem die in Deutschland heimischen Gänse- und SchwanföÙe unbekannt geblieben, so kann von einer rein zufälligen, durch einen *deutschen* Schreiber veranlassten Umbildung der EselsfüÙe in GänsefüÙe keine Rede sein. Vielmehr sind die GänsefüÙe, bez. ist der Gänsefuss der Königin von Saba-Sibylle von Anfang an ein Gemeingut des Abendlandes und nicht etwa bloss ein besonderes Eigenthum der deutschen Lande gewesen. Das beweisen eben die erhaltenen französischen Sculpturen, deren Alter ein beträchtlich höheres zu sein scheint, als es das älteste deutsche Zeugniß der Windberger Handschrift von 1150 besitzt. Die französischen bildlichen Darstellungen der Königin von Saba, von welchen bis jetzt vier bekannt geworden, vertheilen sich nach Abbé Lebeuf (s. u.) folgendermaassen auf Frankreich:

- I. Priorat St. Pourcain (Auvergne), Kirchenportal, XI. Jahrhundert;
- II. St. Bénigne in Dijon, Kirchenportal, Mitte des XI. Jahrhunderts;
- III. Abtei Nesle (Champagne), Portal, XII. Jahrhundert;
- IV. St. Pierre de Nevers, Portal des XII. Jahrhunderts, jünger als dasjenige von Nesle.

Diese Sculpturen hatten schon früh die Aufmerksamkeit der französischen Gelehrten auf sich gelenkt. *Mabillon* (in seiner »Dissertation sur les anciennes sépultures de nos rois«) sah in der in diesen Kirchenportalen dargestellten Königin mit dem Gänsefusse die heilige Clotilde, welcher die übersprudelnde Phantasie der Bildhauer einen Gänsefuss als Symbol ihrer Klugheit (!) beigelegt hätten. *Montfaucon* hingegen wollte diese merkwürdige Beigabe nicht als Symbol, sondern etwa als Erfindung eines fabulirenden Chronisten, wie Fredegars, erklären; immerhin hielt auch er an der heiligen Clotilde fest.

Der erste, der mit dieser Meinung Mabillon's und seiner vielen Nachfolger gründlich und in überzeugender und präciser Weise aufräumte, war der Gelehrte Abbé *Lebeuf*, welcher überhaupt auch zum ersten Male auf den Zusammenhang der abendländischen Sibylle mit der orientalischen Königin von Saba hinwies und speziell die Darstellung des chaldäischen Targum scheni zum Buch Esther (2. Hälfte des VII. Jahrhunderts) kannte und anführte. Seine, heute ganz vergessene, wichtige Untersuchung las er am 30. April 1751 der königlichen »Académie des inscriptions et belles-lettres« zu Paris vor; ein Auszug aus derselben wurde in der »Histoire de l'ac. royale d. inscript. et belles-lettres«, T. XXIII, 227—235, in 4. Paris, 1756, veröffentlicht. Für jede der genannten vier Kirchen erbrachte Lebeuf den Beweis, dass sie zur heiligen Clotilde (weder als Regentin noch als Stifterin) in keinerlei Beziehungen gestanden haben konnte, und erst dann ging er an der Hand späterer literarischer Zeugnisse dazu über, die Geschichte und Bedeutung des Gänsefusses der bisher unerkannt gebliebenen Königin rückwärts zu verfolgen. Lebeuf führte als den Ausgangspunct seiner Untersuchung den Geschichtsschreiber der Stadt Toulouse, *Nicolas Bertrand*, an, der in seiner 1515 gedruckten Stadtgeschichte von den im Quartier Peyralade gelegenen »Bädern der Königin« (»quam reginam aliqui fuisse regina Pedauca volunt«) spricht. Der wahre Name dieser Königin Pédauque (Pedauca), fügt Bertrand bei, sei Austris gewesen, und so schloss Lebeuf ganz folgerichtig, dass diese regina Pedauca mit der regina austri (Matthaeus Ev. XII, 42) identisch sei, d. h. dass die Königin der Toulousaner Austris, die Königin von Saba der heiligen Schrift sei. Lebeuf unterstützte seine Schlussfolgerung, dass die Darstellungen der französischen Kirchenportale nicht Clotilde, sondern die Königin von Saba vorführen, noch mit dem Hinweise auf eine Stelle bei *Fr. Rabelais*, wo dieser von grossfüssigen Personen sagt; »elles étoient largement pattées, comme sont les oies et comme jadis à Toulouse les portoit la reine Pédauque.« Natürlich ist die »reine pédauque« eine regina pede aucae. Die knappen und zwingenden Beweisführungen Lebeufs fanden 1771 in Professor *J. B. Bullet* an der Universität Besançon einen Widersacher, der in seinen »Dissertations sur la mythologie française« (Paris 1771), p. 33—63, vergeblich den Nachweis zu erbringen suchte, dass unter der Reine Pédauque: Bertha, die Gemahlin eines Königs Robert von Burgund (oder Francien?) zu verstehen sei, indem er als Hauptzeugen für seine Behauptung das Portal von St. Bénigne zu Dijon aufrief. Bullet's »Dissertation sur la reine Pédauque« hat aber verdientermaassen keine Beachtung gefunden, so wenig als *Chabanel*, der in seiner »Histoire de l'église de la Daurade« (1612) die Reine Pédauque mit einer westgothischen Königin Ragnachilde identifizirt hatte. Aus Bullet's Dissertation geht nur hervor, dass seine Schlussfolgerung über die Person der Reine Pédauque auf einer falschen Prämisse beruht, die uns nachher noch beschäftigen wird.

Die verschiedenen, wenn auch nur vereinzelt bildlichen Darstellungen der Königin von Saba-Sibylle in Frankreich, wie die späteren literarischen Aufschlüsse über sie und die Reine Pédauque haben uns gezeigt, dass die Königin mit dem Gänsefusse auf französischem Boden mindestens ebenso und zudem noch früher als auf deutschem bekannt war. Diese Thatsache wird durch die Uebertragung des Gänsefusses auf andere Personen erhärtet. Schon Paulin Paris hat in seiner Ausgabe der »Berthe au grand pié«, welche die neuere französische Literaturgeschichtsforschung inauguirte, darauf hingewiesen, dass Berthe au grand pié, Gemahlin Pippins, die Mutter Karls des Grossen, mit der Reine Pédauque in Verbindung stehe, indem der Gänsefuss zu einem grossen Fusse abgeschwächt

wurde. In der That melden die *Reali di Francia* I, 6: »Berta del gran pie, perche ella aveva un pie un poco maggior dell'altro, e quello era il pie destro.« Diese Missgestalt wurde dann durch den französischen Dichter Adenet le roi nochmals dahin abgeschwächt, dass er beide Füße als (sehr) gross bezeichnet, »Berte as grans pies.« Deshalb heisst Bertha noch richtig in dem Gedichte Konrad Fleckes, Flore und Blanscheflur: »Berhte mit dem Fuoze«, in dem mittelniederländischen Floris jedoch schon »Baerte metten brede voeten.« — Der Anschauung von P. Paris hat Jakob Grimm beigeplichtet, wenn er sagt: »Aber der eine Grossfuss ist echter und geht aus weit älterer Ueberlieferung hervor von einer Reine Pédaque« (*Deutsche Mythologie*. I, 233). Eine andere Erklärung als diejenige, dass hier eine Uebertragung einer Eigenschaft von der Königin von Saba-Sibylle-Pédaque auf Bertha stattgefunden habe, wird nicht möglich sein, und es bleibt bezeichnend für diese Uebertragung, dass sie eben schon in Frankreich selbst vor sich gegangen ist und gerade eine so gewichtige und interessante Gestalt des nationalen Epos betroffen hat. Vielleicht ist es wohl auch nicht reiner Zufall, wenn Karls des Grossen zweite Gemahlin im Epos den Namen Sebille (Sibilla) erhielt.

Eine Uebertragung anderer Art auf eine andere Bertha, und zwar ebenfalls von der Reine Pédaque aus, ist bekanntlich die Sage von Bertha der Spinnerin von Burgund. Dieselbe wird zwar fälschlich mit der Königin Bertha, Mutter Karls des Grossen, und mit der Frau Perchta (Perahta) der deutschen Mythologie zusammengestellt, während sie gewiss von diesen beiden Gestalten zu trennen ist. Denn auch die Reine Pédaque führte einen Spinnrocken mit sich, wie dies ein alter Druck des französischen »Roman d'Eutrapel« von 1587, p. 95, zeigt. In demselben schwört ein Mann »par la quenouille de la Reine Pédaque de Tholose.« Wenn man eine weit zurückliegende Vergangenheit in Italien und Frankreich mit der Redensart bezeichnete, »nel tempo ove Berta filava« oder »au tems que la reine Berthe filait«, so ist die hier genannte Persönlichkeit nur auf die Königin Bertha von Burgund, die Gemahlin Rudolfs II. von Burgund, zu beziehen, wie auch die in der Westschweiz gebräuchliche sprichwörtliche Redensart »au bon temps où Berthe filait« zeigt. Denn einerseits ist die Verbindung der spinnenden Königin Bertha mit der spinnenden Hausmutter, der geisterhaften Perahta zu allgemein und zu locker, und anderseits findet sich im ganzen französischen Karlsepos auch nicht eine einzige Spur davon, dass die Mutter Karls des Grossen gesponnen habe. So spät nun allerdings die obengenannten italienischen und französischen Redensarten vom Spinnen der Königin Bertha an und für sich sind, so muss doch diese Thätigkeit schon früh auf sie übertragen worden sein. Beweis dafür liefern die burgundischen Frauensiegel mit der Darstellung einer spinnenden Dame. So sitzt z. B. Alix, comitissa Burgundie Palatina auf einem Hunde, den Spinnrocken in der Hand haltend (Siegel an einer Urkunde vom 29. November 1253 im Archive von Hauterive). (Vgl. die Abbildung bei K. Zeerleder, *Urkunden für die Geschichte der Stadt Bern*, III. Bd., Taf. 16, No. 69.)

Die Redensart »zur Zeit als Königin Bertha spann« verwendete schon Bullet als Beweis für seine Behauptung, dass darunter Königin Bertha, Gemahlin Roberts von Burgund, zu verstehen sei. Offenbar kannte er die Uebertragung auf die Gattin Rudolfs II., verschwieg dieselbe aber sorgfältig, um damit seine Hypothese glaubwürdiger zu machen. Seine Prämisse: die Reine Pédaque spann, eine unbekannte Königin Bertha spann, also spann auch die Königin Bertha, die ihrem Gatten Robert einen »filium anserinum per omnia collum et caput habentem« geschenkt hat — ist nicht stichhaltig, und seine Beweis-

führung bewegt sich in einem Zirkel. Dass für die »gute Dame« Bertha, die Spinnerin, nur Rudolfs II. Gemahlin in Betracht komme, ist von der neueren Forschung einstimmig anerkannt.

Die grosse Verbreitung, welche die Sage von der Königin von Saba in der Literatur und bildenden Kunst des Abendlandes im späteren Mittelalter gefunden hat, machte sich, wie von vornherein zu erwarten stand, auch auf dem Gebiete der dramatischen Kunst geltend: Ein in Rouen im XIII. Jahrhundert am Weihnachtstage aufgeführtes Officium, das »*festum Asinorum*«, ist dafür wohl der älteste Beleg. Hier treten die Hauptgestalten des Alten Testaments und einige wenige des Neuen Testaments, gerufen von den Vocatores, auf, und das Spielregister gibt jeweilen genau die Kleidung des einzelnen Spielers an. *Vocatio Sibyllae*:

„Tu, tu, Sibylla,
„vates illa.
Sibylla coronata, et muliebri
habitu ornata, dicat,
„Judicii signum
„tellus sudore...“

Mit diesem Hinweis auf das jüngste Gericht durch Sibylle schliesst das ganze Stück und der Chor singt die Einleitung zur Messe. Das ganze Register ist gedruckt bei Du Cange *Gloss. med. et inf. latin.* III, 255 (1844).

Noch aus dem letzten Jahrhundert erbringt *Giuseppe Pitri* (*Delle sacre rappresentazioni popolari in Sicilia*, Pal. 1876, p. 39, einen Beweis für die dramatische Darstellung der Sibylle bei: »tre giovanetti salgono sopra un palchetto rizzato a piedi della trave (detta »Legno degli Angeli«); il primo vestito da angelo, gli altri due in veste femminile, palma in mano, e corona in testa, e dal popolo son chiamati le „Sibille.“» Sie stimmen zusammen einen Lobgesang auf die heilige Jungfrau an.

Wie wir sehen, liess die dramatische Kunst den Gänsefuss ganz bei Seite, wohl weil es schwierig war, einen solchen kunstgerecht zur Darstellung zu bringen. Sie begnügte sich damit, die Sibylle mit der Krone als Königin zu bezeichnen und so deutet sie ganz unbewusst in völlig richtiger Weise auf die Entwicklung der Sibylle aus der Königin von Saba hin. Ganz dasselbe hat auch die bildende Kunst gethan, indem auch sie die Königin von Saba-Sibylle mit der Krone schmückte; war ja eben diese Krone daran Schuld, dass die Gelehrten Frankreichs bis auf Lebeuf in der Dargestellten eine Königin ihres Landes vermutheten. Dom *Plancher* hat in seiner »*Histoire de Bourgogne*«, Dijon 1739 (I, 502) das Portal von St. Bénigne in Dijon in einem Kupferstiche aufgenommen; aus demselben geht hervor, dass, wie auch wohl in der Nachbildung der Zürcherischen Bilderfolge des XVI. Jahrhunderts, der linke Fuss der Sibylle ein Gänsefuss war. Dem gegenüber betonen allerdings die »*Reali de Francia*«, dass der rechte Fuss der Mutter Karls des Grossen der grössere gewesen sein soll. Diesem Unterschiede ist aber so wenig Bedeutung zuzumessen, wie der Abweichung unserer Zürcher Bilderfolge von der gewöhnlichen Darstellung, wenn sie den Kopf der Sibylle in ein Tuch eingehüllt zeigt, auf welchem keine Krone sichtbar ist.

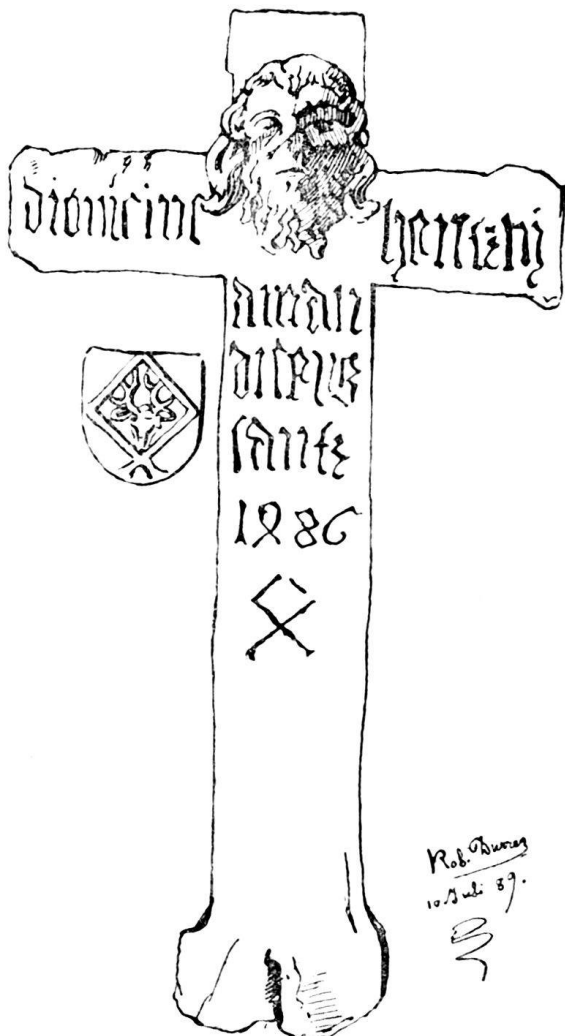
Wie aus der vorliegenden kurzen Uebersicht zu entnehmen ist, scheinen die kunsthistorischen Gestaltungen des Gegenstandes, der uns hier beschäftigt hat, nicht gerade weit verbreitet zu sein. An die genannten französischen Sculpturen schliesst sich das Bild der Sibylle in der wohl am Mittelrheine entstandenen Bilderfolge in Zürich (vgl.

Turicensia, p. 67) nur um so willkommener an. Dasselbe hat den Ausgangspunct dieser kleinen Untersuchung gebildet, in der wir u. A. zeigen wollten, dass auch die Geschichte der Kunst für die Kritik literarischer Quellen und Stellen förderlich sein kann und die wir mit einem bisher übersehenen literarischen Zeugnisse schliessen wollen, das, auf französischer Grundlage fussend, am besten das lange Fortleben der Sage auf deutschem Boden zeigen kann: »Was solt die Kump'ff gelegen Nass auf Sibillisch die Marien der Semele vergleichen, die den Bachum bisgenitum wie ein wider gebachen Schiffbrot und Biscuijt erzilet? Er ist noch nicht mit dem Gansfuss durch den Bach gewattet!« (Joh. Fischart in seiner Bearbeitung von Rabelais Gargantua, Geschichtklitterung, 1600, pag. 7 und 7 b).

7.

Das Gedenkkreuz des Ammann Dionysius Heintzli vom Jahre 1486.

Noch heute pflegt man in vielen katholischen Gegenden die Stätte eines Unglückes oder eines Verbrechens mit einem schlichten Gedenkkreuz zu bezeichnen. Eines der ältesten derartigen Denkmäler in der deutschen Schweiz ist jedenfalls das Tottenkreuz des Obwaldner Landammanns Dionysius Heintzli in Sarnen.



Das einfache Kreuz ist aus graublauem Sandstein gemeisselt, 106 cm hoch, 57 cm breit; die Breite der Balken beträgt 14,5 cm. Aus der Mitte, wo sich die Balken schneiden, tritt in hohem Relief ein Christuskopf heraus, dessen Nase leider verstümmelt ist. Die in gothischen Minuskeln eingegrabene Legende: »Dionysius Heintzli aman disers lantz 1486« vertheilt sich auf die beiden Kreuzarme und den untern Theil des Pfahles. Unter der Jahrzahl erblickt man ein anfangs unverständliches Zeichen, das aber wohl, wie die Vergleichung mit dem beigetzten Siegelbilde des Ammann Hans Heintzli ergibt, das Wappen dieser Familie, die seitwärts gekreuzten Sparren, andeuten soll. Der den Kopf überragende Theil des Pfahles fehlt heute und ist bloss durch Oelfarbe ergänzt. Vielleicht, dass das Denkmal schon ursprünglich eine T-förmige Gestalt gehabt. Es lässt sich das leider nicht feststellen, da das Kreuz derart in eine Wand eingemauert ist, dass es mit dem Gypsverputz in gleicher Fläche liegt.

Die tüchtige Steinmetzarbeit befand sich bis zum Jahre 1807 an der Aussenseite des alten »Steinhauses« auf dem Dorfplatz in Sarnen. Bei der damaligen Renovation des